BODO FÖRSTER

Sophie-Scholl-Oberschule Berlin

Auszüge

INHALT

1. Das Lager für Zwangsarbeiter (1943–1945) 3

2. Der Bunker auf dem Schulhof 12

3. Freundschaft mit ehemaligen Zwangsarbeitern 17
Der »Ort der Erinnerung« 17
»Jetzt möchte ich meine Freunde treffen« 18

1. DAS LAGER FÜR ZWANGSARBEITER (1943–1945)

Vom Herbst 1943 bis zum Kriegsende 1945 befand sich im Schulgebäude ein Lager für sowjetische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Auch Kinder und Jugendliche waren aus der Sowjetunion nach Berlin deportiert worden und mussten zusammen mit ihren Eltern und Geschwistern im Lager leben. Alle arbeitsfähigen Internierten mussten einen Fernmeldehochbunker errichten, der noch heute auf dem Schulhof steht.

Es gab einige Hinweise auf Zwangsarbeiterlager im Bezirk, aber keine Dokumente oder Zeitzeugenberichte. In einer Studie über »Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterlager in der faschistischen Reichshauptstadt Berlin 1939–1945« heißt es über den Lagerstandort auf dem Gelände der heutigen Sophie-Scholl-Oberschule: »Gemeinschaftslager für ausländische Arbeiter / Berlin-Schöneberg / Elßholzstraße 34–37 / sowjetische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter / Bunkerbau Philipp Holzmann AG« und eine weitere Angabe lautet: »Ausländerlager Berlin-Schöneberg / Elßholzstraße 112 / Deutsche Reichspost, Augustaschule / heute Sophie-Scholl-Oberschule / durch Luftangriff am 2.2.1943 und 2.2.1945 beschädigt«. Drei Ausstellungen zum Leben in Schöneberg / Friedenau 1933–1945 mit den Themenschwerpunkten »Spurensicherung« und »Alltag im Nationalsozialismus, Gewaltherrschaft und Widerstand« boten vielfältige Gelegenheiten, mit Anwohnern ins Gespräch zu kommen, aber zum Komplex »Augustalager« gab es keine Aussagen.

Im Juni 1994 schrieb Frau Maria Derewjanko aus dem ukrainischen Lviv (Lemberg) einen Brief an die »Schulleitung der Augustschule, Berlin. Das Haus ist gleich um die Ecke Pallasstraße und Ishold Straße. Deutsche Bundesrepublik.« In der Nacht der Bombardierung und Teilzerstö-

rung des Schulgebäudes hatte Maria Derewjanko im Luftschutzbunker Gespräche von Anwohnern mitgehört, in denen diese über die Zerstörung der »Augustaschule« sprachen. Nur diese Gesprächsfetzen versetzten sie in die Lage, den Ort ihrer Internierung zu kennen. Die Straßennamen »Pallasstraße« und »Elßholzstraße« holten sich Maria Derewjanko und ihr Bruder Wassilij in mühevoller Kleinarbeit in ihr Gedächtnis zurück.

Ein weiterer Kontakt zu ehemaligen Internierten ergab sich im Mai 1997, als Frau Besgina Pelageja Philippowna einen Brief an den Oberbürgermeister von Berlin schrieb, der glücklicherweise die Sophie-Scholl-Oberschule erreichte. Der Brief war vom 25. März 1997 und Frau Besgina schrieb: »... Seit Mai 1943 bis April 1945 verweilte ich mit meinen drei Töchtern in Berlin. Man brachte uns zu Zwangsarbeit aus Mariupol/Ukraine nach Deutschland. Meine ältere Tochter Walentina wurde 1931 geboren, die mittlere Lidija 1938 und die jüngste Olga 1942. Wir wohnten und arbeiteten im Lager, Pallasstraße 35/37 Augustschule ...«. Die drei Frauen wurden von der Sophie-Scholl-Oberschule eingeladen, und sie weilten im Mai 1999 in Berlin-Schöneberg, die Mutter war leider bereits 1993 verstorben.

Die Sophie-Scholl-Oberschule sprach in einem Schreiben an die Deutsche Botschaft in Kiew ebenfalls eine Einladung an Maria Derewjanko aus, so dass diese im Oktober 1994 nach 49 Jahren wieder in Berlin-Schöneberg sein konnte. Lehrer der Sophie-Scholl-Oberschule hatten ein umfangreiches Besuchsprogramm vorbereitet, an dessen Anfang ein ausführliches Gespräch stand. Die Familie Derewjanko lebte in Konstantinovka im Donezk-Gebiet. Die älteste – siebzehnjährige – Tochter Katerina wurde 1942 verhaftet, es gelang ihr zunächst die Flucht. Aber im März 1943 wurde sie zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert, in das Ostarbeiterlager nach Steyerberg, um in der Pulverfabrik Liebenau zu arbeiten.

Ihre Eltern und die Geschwister Maria (12 Jahre), Wassilij (16 Jahre) und Nikolaij (6 Jahre) wurden im Herbst 1943 während einer Razzia verhaftet, denn die deutsche Wehrmacht zog sich aus dem gesamten Charkower Gebiet zurück. Der Transport in das Deutsche Reich erfolgte mit Güterwagen der Deutschen Reichsbahn. Die Erinnerungen an den Transport sind verständlicherweise lückenhaft, sei es aufgrund des jugendlichen Alters oder der gefangenenähnlichen Situation. Maria Derewjanko erinnerte sich im Gespräch an ein Durchgangslager in Przemysl (Polen), die heutige Grenzstadt zur Ukraine. Der Ort der Ankunft in Berlin ist unbekannt. Es handelte sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um das Durchgangslager für Zwangs- und Fremdarbeiter in Berlin-Wilhelmshagen. Der Standort des Lagers war im Wald, unmittelbar südlich der Bahnstrecke zwischen den S-Bahnhöfen Wilhelmshagen und Erkner an der Fürstenwalder Allee. Es gab von Seiten der Interessierten der Sophie-Scholl-Oberschule viele Fragen an Maria Derewjanko, die sie nicht alle beantworten konnte, aber sie wollte sie an ihren Bruder Wassilij weiterleiten, der, damals sechzehnjährig, gezwungen war, aktiv am Bunkerbau mitzuarbeiten.

Im Mai 1996 besuchte Maria Derewjanko zum zweiten Mal den Ort ihrer Internierung in Berlin-Schöneberg, diesmal in Begleitung ihres Bruders Wassilij. Unmittelbar nach der Ankunft auf dem Bahnhof Berlin-Lichtenberg wollte Wassilij Derewjanko die Schule und den Bunker sehen. Es bleibt allen Beteiligten unvergesslich, wie er nach 51 Jahren vor »seinem« Bunker stand, wie er sagte. Fast war es unbegreiflich, dass es möglich geworden war, einen ehemaligen Zwangsarbeiter, der zum Bunkerbau gezwungen worden war, am ehemaligen Lagerstandort zu empfangen. Die Gefühle aller Anwesenden waren entsprechend.

Wassilij Derewjanko erinnerte sich an viele Details, nicht nur den Bunker betreffend. Um sich besser erinnern

zu können, ging er noch am Morgen des Ankunftstages durch die Straßen in der Umgebung der Sophie-Scholl-Oberschule. Am nahen Nollendorfplatz hatte er seinerzeit versucht, ein wenig Geld zu verdienen oder Lebensmittelmarken zu bekommen. Er hatte Deutschen am Ausgang des U-Bahnhofs seine Dienste als Gepäckträger angeboten. Da es sich oft um ältere Anwohnerinnen oder Invaliden handelte, waren seine Dienste häufig willkommen. Er erfuhr aber auch Ablehnung, besonders durch Uniformierte, die ihn traten und als »Scheißrusse« beschimpften. Den Aufnäher »OST«, den alle so genannten Ostarbeiter am Revers ihrer Kleidung tragen mussten, versuchte er zu verbergen. Auch eine Berliner »Kneipe« war ihm im Gedächtnis geblieben. Sie lag dem Lagergebäude gegenüber, in der Pallasstraße. Ein Anwohner, der damals als Vierzehnjähriger mit seiner Mutter in der Pallasstraße 12 wohnte, kann sich heute noch an »Ostarbeiter« vor dem Haus erinnern, ohne genau zu wissen, ob es sich um Internierte des »Augustalagers« handelte.

Der Hochbunker an der Pallasstraße wurde als Fernmeldebunker gebaut. Das Fernmeldeamt in der nahe gelegenen Winterfeldtstraße hatte eine wichtige Funktion in der Reichshauptstadt. Die Bereitstellung von Baustoffen bis zum April 1945 deutet auf die hohe Priorität bei der Fertigstellung des Hochbunkers hin. Das Baugelände des Hochbunkers war 1943 frei geräumt worden. Vorher befand sich dort eine baulich ungeordnete Fläche mit Garagen. Auch von einem Kohlenlager ist die Rede. Der Hauptnutzer war die Firma Gustav Janke, die auf dem Grundstück Pallasstraße 33 eine Tankstelle der Marke »BP« betrieb.

Ursprünglich war auf dem Grundstück die Erweiterung des Zentralgebäudes der Vermögensverwaltung der »Deutschen Arbeitsfront« (DAF) vorgesehen. Es befand sich von 1939 bis 1940 in der Potsdamer Straße 180–182. Die DAF kaufte das »Areal Pallasstraße 28 bis 34, um dort

einen zusätzlichen Neubau zu errichten. Der in einem weiteren Bauabschnitt projektierte Erweiterungsbau in der Pallasstraße sollte sich dreiflügelig, einen großen Vorplatz erschließend, an den rückwärtigen Giebel der vorhandenen Eckbebauung anlehnen … Auf dem Grundstück in der Pallasstraße, das für den Erweiterungsbau vorgesehen war, entstand während des Krieges ein Lufthochschutzbunker, der das nahe gelegene Fernmeldeamt 1 (Winterfeldtstraße) aufnehmen sollte.« Der Erweiterungsbau hätte auch einen Ehrenhof der DAF umfassen sollen, der von der Pallasstraße her zugänglich gewesen wäre. Die Schülerinnen der Staatlichen Augustaschule – es handelte sich um eine Mädchenschule – waren im Rahmen der Kinderlandverschickung (KLV) in den Raum Cottbus evakuiert worden. Zusammen mit ihren Lehrern sollten sie dort vor den Bomben auf die Reichshauptstadt Berlin in Sicherheit sein. Die Zeit der Sommerferien wurde genutzt, um aus der Schule ein Zwangsarbeiterlager zu machen.

Die Sicherheit, die deutschen Jugendlichen zugestanden wurde, bildete kein Kriterium bei der Unterbringung von »Ostarbeitern« und ihrer Familien. Ab Herbst 1943 bestand im Gebäude der »Augusta-Schule« das »Augustalager«. Als die Internierten das Lagergrundstück erreichten, war die Baugrube für den Hochbunker, laut Aussage von Wassilij Derewjanko, bereits ausgehoben. Ein Kran und eine Betonmischmaschine standen an der Westseite des zukünftigen Hochbunkers bereit. Das Nachbargrundstück zum Heinrich-von-Kleist-Park war mit Baustoffen belegt, außerdem befanden sich dort die Baracken der deutschen Vorarbeiter. Ein Feldeisenbahngleis verband den Winterfeldtplatz mit der Baustelle des Hochbunkers. Eine kleine Dampflokomotive zog Loren, um Zement, Kies und Sand zu transportieren.

Die Arbeit beim Bunkerbau war für die Internierten ungewohnt hart und gefährlich. Wassilij Derewjanko

spricht von Vorarbeitern, die ihm geholfen haben, indem sie Frühstücksbrote an bestimmten Orten deponierten. Ein Vorarbeiter habe ihn auch »Söhnchen« genannt. Es war für die Internierten eine ungewohnte und schwere Arbeit. Sie mussten auf schmalen Brettern mit Karren voller Beton balancieren. Einzelne Zwangsarbeiter mussten mit Druckluftgeräten den Beton verdichten. Es war eine Tätigkeit, die die Gelenke über Gebühr strapazierte. Der Hunger »regierte« im Lager und es ist bis heute nicht bekannt, wie viele Internierte durch »Arbeit vernichtet wurden«. Der Hunger und die Bombenangriffe sind es, die in den Berichten der ehemaligen Zwangsarbeiter/innen als schreckliche und lebensbedrohende Erscheinung immer wieder Erwähnung finden. Maria Derewjanko sagte zu diesem Komplex in einem Interview des Senders Freies Berlin: »Es fällt mir schwer, einen Tag aus dem Lagerleben herauszunehmen. Woran ich mich heute vor allem erinnere, sind die Bombenangriffe und der Hunger. Nachts mussten wir aufstehen, um in den Luftschutzkeller zu gehen, tagsüber mussten wir etwas zu essen finden ... Das Allerschlimmste war für uns dieser große Bombenangriff (vom 2./3. Februar 1945, d. Vf.). Unter den Trümmern lagen Menschen, die noch lange geschrieen und gestöhnt haben und nach Wasser riefen. Irgendwann war das vorbei, aber die Bilder haben sich im Kopf festgesetzt, und die Schreie hatte ich noch lange in den Ohren.«

Das Leben im Lager war durch den Arbeitsrhythmus der Erwachsenen geprägt. Der Arbeitstag umfasste zwölf Stunden, unterbrochen von einer Mittagspause. Es kam aber auch vor, dass mit anbrechender Helligkeit geweckt wurde, so dass vierzehn Stunden und mehr gearbeitet werden musste. Die Jugendlichen bildeten kleine Gruppen, um die schwere Arbeit ebenso wie die Erwachsenen bewältigen zu können, z. B. beim Transport der voll beladenen Kipploren. Die Kinder hatten derweil im Lagerge-

bäude zu bleiben, wobei die älteren auf die noch jüngeren aufzupassen hatten. Maria Derewjanko hatte in der Turnhalle der Augustaschule mit anderen diese Aufgabe inne, die ihrer Aussage nach eine mühelose war. Die jüngsten Kinder spielten unbedarft mit den Ausrüstungsgegenständen, wie sie in einer Turnhalle vorhanden sind, z. B. mit Bällen, Reifen oder auf den Matten für das Bodenturnen. Die älteren saßen lethargisch auf dem Hallenboden. Sie hatten großen Hunger und warteten auf die nächste Mahlzeit. Sie begriffen nicht, was um sie herum geschah, vermissten die Eltern und die Geschwister in dieser für sie völlig fremden und kinderfeindlichen Umgebung.

Die drei Töchter von Pelageja Besgina verließen das Lager nie, denn die Mutter, die zum Bunkerbau gezwungen wurde, hatte Walentina aufgetragen, auf die Schwestern aufzupassen. Für Walentina gab es nur die Gelegenheit, die Mutter auf der nahen Baustelle aufzusuchen. Maria Derewjanko verließ das Lagergelände unerlaubterweise durch die Baustelleneinfahrt, auch mit ihren Geschwistern. Sie kaufte auf dem nahe gelegenen Winterfeldtmarkt Gemüse oder auch Malzbier. Außerdem warfen sie Münzen in einen Fotoautomaten, um sich gemeinsam ablichten zu lassen. Einige Bilder haben den Krieg überdauert und Maria Derewjanko hat der Sophie-Scholl-Oberschule bei ihrem ersten Besuch ein Bild dieser Serie geschenkt. Bei Bombenangriffen suchten die Lagerinsassen gemeinsam mit Anwohnern den Luftschutzkeller im Schulgebäude auf. Es herrschte dort immer eine drangvolle Enge, zumal sich die Bombenangriffe häuften. Der Standort der Augusta-Schule befand sich in dicht besiedeltem Gebiet innerhalb des Berliner S-Bahnrings und nur zweieinhalb Kilometer vom »Führerbunker« unter der Reichskanzlei entfernt. Die nerven zerreißende Situation im Luftschutzkeller veranlasste die Mutter der Geschwister eines Tages, den illegalen Aufenthalt im Bunkerrohbau vorzuschlagen. Dieser Standortwechsel rettete

der Familie Derewjanko das Leben. Der Bunker war nur mit schwachem Licht ausgeleuchtet. Die Deutschen betraten den Bunker von der Pallasstraße. Es bildeten sich an den Abenden ganze Karawanen von Anwohnern in Richtung Schutzraum. An den beiden Eingängen bildeten sich dementsprechend lange Schlangen. Mit den Zwangsarbeitern kamen die Deutschen im Bunker nicht in Berührung. Auch die Zwangsarbeiter/innen erinnern sich, den Bunker immer von der Schulhofseite betreten zu haben. Eine Anwohnerin hatte die Deutschen immer in den unteren Geschossen gesehen. Die Lagerinsassen waren immer oben, denn dort war die Luft stickig und die Lebensgefahr bei einem Bombentreffer am größten.

Die Familie Derewjanko verließ das Lager im April 1945, das genaue Datum ist nicht bekannt. Die Vorarbeiter sprachen mit ihnen über das Vorrücken der Roten Armee und die Einkesselung Berlins. Sie erlaubten ihnen, das Arbeitslager bzw. die Baustelle zu verlassen. Die Töchter von Pelageja Besgina wurden mit ihrer Mutter im Bunker befreit. Wahrscheinlich wagte die Mutter nicht – allein mit ihren kleinen Kindern –, das Inferno in den Straßen von Berlin zu erleben. Im Angesicht des drohenden Todes durch Bombenangriffe hatte sie es beim Lagerführer durchgesetzt, dass Lidija und Olga am 17. September 1944 in der Russisch-Orthodoxen Gemeinde an der Christi-Auferstehungskathedrale in Berlin-Wilmersdorf getauft werden konnten.

Die Befreiung erfolgte wahrscheinlich am 27. April 1945, denn die Frontlinie verlief an diesem Tage in der Nähe der Pallasstraße, bevor die Rote Armee in der Nacht zum 1. Mai 1945 die Reichskanzlei einnehmen konnte. Das Dach im Obergeschoss des Bunkers war noch nicht vollständig fertig gestellt, so dass es möglich war, dort »weiße« Fahnen zu zeigen. Vorher hatten die deutschen Frauen mit Lippenstiften rote Kreuze auf Tücher gemalt und an Holzlatten befestigt. Dem ersten Rotarmisten begeg-

nete die vierzehnjährige Walentina im obersten Geschoss. Er sprach sie an, nahm sie an die Hand und führte sie auf die Straße. Dort wurden alle Zwangsarbeiter/innen gesammelt und umgehend an den Rand der Stadt – in Sicherheit – gebracht. Der erzwungene Aufenthalt im Augustalager hatte ein Ende. Im »Filtrationslager« in Frankfurt/Oder wurden alle Zwangsarbeiter/innen vom sowjetischen NKWD registriert. Nach langen Bahntransporten erreichten die uns bekannten Frauen und Männer ihre Heimat. Ihre schreckliche Lagerhaft war vorbei, aber sie fanden nur verbrannte Erde vor, hinterlassen von der deutschen Besatzungsmacht.

2. DER BUNKER AUF DEM SCHULHOF

Der Hochbunker an der Pallasstraße blieb unvollendet als Rohbau auf dem Schulhof stehen – am 17.8.1945 (die Potsdamer Konferenz war fünfzehn Tage vorher beendet worden) schrieb der »Magistrat der Stadt Berlin – Abteilung für Finanz- und Steuerwesen; Berlin W 15, Kurfürstendamm 190/192« an die »Abteilung II« unter »Betrifft: Staatseigenes Grundstück Berlin-Schöneberg, Pallasstr. 28–34. – Bunker:

a) Zustand des Grundstücks und Sofortmaßnahmen für Instandsetzungen: Neu erbauter Luftschutzbunker. Zum Teil noch mit Baugerüst umgeben. Auf dem Baugelände lagert noch viel Bauholz und Baumaterial. Auch Baugeräte, Hebekräne, Feldbahngleise und Wagen. Die Baufirma Ph. Holzmann läßt entsprechend dem Bedarf an anderen Baustellen das Baumaterial abfahren. Die Räumung wird allerdings noch längere Zeit in Anspruch nehmen«

Unter dem Buchstaben g) heißt es: »Früherer Eigentümer oder Nutznießer: Früherer Nutznießer des Grundstücks war die Firma Janke mit einem großen Garagenhof.«

Vom 04.02.1946 liegt ein Schriftstück vor, das besagt, dass »Grundbuchakten für Pallasstr. 28–34 z. Zt. nicht greifbar. Eigentümer daher nicht festzustellen. Postbunker, Oberpostdirektion, z. Zt. leer, unbenutzt, noch Rohbau, Dach noch nicht fertig. Der Hochbunker diente zur Unterbringung von Fernsprechkabel für das Fernmeldeamt Winterfeldstr. Kein Personenbunker. Nicht verschlossen.« Die Tagebucheintragung 847/49 der Polizei-Inspektion-Schöneberg/Polizeirevier 182 vom 13.12.1949 betraf den »Bunker in Berlin W 35, Pallasstraße: In letzter Zeit ist wiederholt festgestellt worden, daß der Bunker in der Pallasstr. von Kindern und Halbwüchsigen des öfteren besucht wird, die dort teilweise spielen, bzw. ihr Unwesen treiben … Der Bunker ist mit 5 Eingängen verse-

hen. Durch eine Sprengung, die im Jahre 1948 erfolgte, sind im inneren Teil des Bunkers Luftschächte und Deckendurchbrüche entstanden. In verschiedenen Räumen befinden sich noch Strohsäcke, und das Erdgeschoß ist unter Wasser … Angesichts dieser Gefahrenquelle ist es erforderlich, den Bunker durch einen Zaun einzufrieden bzw. die Eingänge so zu verriegeln, daß Unbefugte keinen Zutritt haben.« Das »Bezirksamt Schöneberg von Groß-Berlin« schrieb am 06.03.1950 unter »Betr. Bunker Pallasstr. 28/34« an das Amt für Aufbau und bat um »… die Auslieferung von 4.200 Hintermauerungssteinen zur Beseitigung der Gefahrenquellen des o. g. Bunker«. Eine handschriftliche Notiz vermerkt: »Bunkereingänge werden zugemauert … 14.3.50«. Am 06.06.1950 wurde ein dreiseitiger Vermerk angelegt, in dem die Eigentumsverhältnisse und der Umgang mit dem Gelände beschrieben werden: »… Auf Grund der von der amerikanischen Militärregierung verfügten Abgabe ehem. Preuß. Besitzes an den Magistrat von Berlin erfolgte der Übergang der Verwaltung des Grundstückes auf unser Amt mit dem 1.9.1949 … Das Grundstück befand sich am Tage der Übernahme in einem vollkommen verwahrlosten Zustand. Wie von uns festgestellt und auch vom zuständigen Polizeirevier bestätigt wurde, nächtigten in dem von allen Seiten zugänglich gewesenen Hochbunker, der sich auf dem Grundstück befindet (von der ehem. Reichspost errichtet), Straßenmädchen und Diebesgesindel … Die größten Schwierigkeiten entstanden uns nach der Übernahme … dadurch, dass wir zunächst erst einmal die Vertragsangelegenheit zwischen dem ehem. Preuß. Staat und Herrn Gustav J a n k e (als Mieter) zu klären hatten … Bekanntlich trat Janke das (v)ermietete Grundstück völlig an die Reichspost zur Errichtung des noch vorhandenen Bunkers im Jahr 1944 ab. Mit dem Baubeginn des Bunkers durch die Post wurden auch alle von J. errichteten Baulichkeiten (Verkaufsraum, Garagen, Tankanlagen usw.) entfernt.«

Das Erdgeschoss des Bunkers wurde 1953 an den Tankstellen- und Garagenbetrieb Heinz Girnt vermietet. Die vorher durchgeführten Sprengungen hatten eine »kleine ebenerdige Fläche« verschont. Die Einfahrt ist auf der Schulhofseite noch heute deutlich zu sehen.

Die »Welt« berichtete am 17.01.1960 unter der Überschrift »Neue Ausschreitungen« über antisemitische Schmierereien in Berlin, Triest, Stockholm sowie aus mehreren Städten in den USA und Italien. Die Berliner Schmierereien wurden ausführlich beschrieben: »Unbekannte Täter haben in der Nacht zum Sonnabend zwei Hakenkreuze, SS-Runen und einen Totenkopf mit gekreuzten Schwertern an die Wände eines Hochbunkers in der Pallasstraße in Schöneberg geschmiert. Sie benutzten dazu braune Ölfarbe.«

Eher eine Episode – aber trotzdem erwähnenswert, weil historisch und architektonisch zusammengehörig – bildete die »Entsorgung« eines Brunnens, der ursprünglich im Hof des Entschädigungsamtes gestanden hatte. Eine Berliner Zeitung titelte am 04.06.1970: »Brunnen in Einzelteile zerlegt und hinter Bunker versteckt. Schöneberger Bezirksamt stört sich an der ›braunen‹ Herkunft. Jetzt liegt der Brunnen auf einem eigens für ihn eingezäunten Grundstück hinter dem Bunker an der Pallasstraße. Während der Bunker jedoch noch massiv an die Nazizeit erinnert, wurde sein Zeitgenosse aus Sandstein zerlegt. Bauarbeiten … waren offenbar der willkommene Anlass, sich dieser Zier zu entledigen. (Der Brunnen) wurde vermutlich in den dreißiger Jahren von dem NS-Bildhauer Arno Breker geschaffen. In Einzelteile zerlegt, wanderte er hinter den Bunker.«

Bei dem vom Autor seit 1981 durchgeführten Stadtrundgängen mit interessierten Bürgern ergaben sich immer wieder Diskussionen, ob der Bunker in der Vergangenheit zur Sprengung vorgesehen gewesen sei oder nicht. Die Wahrheit ist, dass bereits 1964 vom Senator für

Bau- und Wohnungswesen ein Verbot ausgesprochen wurde, Bunker zu beseitigen, »… die noch nicht zum Einsturz gebracht sind … Enttrümmerungsmaßnahmen sind untersagt worden, weil der Bunker im Bereich des Kontrollratsgebäudes liegt.« Die SPD-Fraktion in der Bezirksverordnetenversammlung Schöneberg stellte am 17.03.1965 einen Antrag, der alle zuständigen Stellen aufforderte, »… Maßnahmen einzuleiten, die zum Abriss des Bunkers führen.« In der Antwort des Senators für Sicherheit und Ordnung wurde die »Luftschutzanlage als erhaltenswürdig für Zivilschutzzwecke angesehen« und am 05.02.1975 setzte der Senator für Inneres das Bezirksamt Schöneberg davon in Kenntnis, dass »… der Hochbunker vom Jahr 1976 als öffentlicher Schutzraum ausgebaut (wird).« Das »Spandauer Volksblatt« veröffentlichte am 08.02.1976 einen Artikel mit der Überschrift: »Was soll mit dem Bunker geschehen?« Der Redakteur schildert das schlechte Erscheinungsbild des Stadtquartiers und gibt die »Schuld« den hier noch schäbigen alten Wohnhäusern und vor allen Dingen jenem grauen Betonklotz eines ehemaligen Luftschutzbunkers in der Pallasstraße: »In letzter Zeit kam nun der Bunker wieder ins Gespräch. Nach den Vorstellungen der Senatsinnenverwaltung soll er als Frühwarnstation für den Zivilschutz sowie als Schutzraum für über 3.000 Menschen ausgebaut werden … Spekulationen, den Bunker abzureißen, … erwiesen sich als unrealistisch. Wann dieser (Ausbau) erfolgen soll und wie hoch die wirklichen Kosten sein werden, steht allerdings noch in den Sternen.« Am 18.12.1980 bezifferte »Der Tagesspiegel« die Kosten auf mehr als acht Millionen Mark. Zudem gab der Bezirk Schöneberg mit dem Baubeginn seine Zuständigkeit an das Bundesamt für Zivilschutz ab. Die Antwort der Bezirksregierung auf eine Große Anfrage der Fraktion der SPD der Bezirksverordnetenversammlung Schöneberg nannte als voraussichtlichen Baubeginn der Instandsetzungsarbeiten den Februar 1986.

Der Bunker sollte als Standort für die zentrale Einrichtung eines Warnamtes vorgesehen sein und als öffentlicher Schutzraum für 5.000 Personen ausgebaut werden. Ein Antrag der »Alternativen Liste« vom 06.01.1986 in der Bezirksverordnetenversammlung Schöneberg, den »... Ausbau des Bunkers Pallasstraße zu stoppen und keine Gelder für kriegsvorbereitende Maßnahmen zur Verfügung zu stellen ...« wurde zwar beschlossen, erzielte bei den zuständigen Stellen aber keine Wirkung. Mit Bezug auf die »Anordnung der Alliierten Kommandantur Berlin vom 1. Oktober 1965« wurden die bauvorbereitenden Maßnahmen eingeleitet. In Schöneberg bildeten engagierte Bürger daraufhin ein »Kiezbündnis«, um gegen den Ausbau des Bunkers zu protestieren bzw. diesen zu verhindern. In einem Flugblatt hieß es: »Was bringt uns der Bunker? 10 Mio DM verschwendete Steuergelder, eine starke Beeinträchtigung des Schulbetriebes der Sophie-Scholl-Oberschule durch eine Sperrung des Schulhofes und den Baulärm. Er bietet aber keinen Schutz im Falle eines Atomkrieges, weil die Umgebung länger radioverseucht ist als man im Bunker überleben kann.«

Der Autor hatte im Oktober 1994 Gelegenheit, das Innere des Bunkers in Augenschein zu nehmen. Maria Derewjanko besuchte zum ersten Mal nach ihrer Befreiung im April 1945 den Ort ihrer Internierung, und das Bezirksamt Schöneberg ermöglichte eine Bunkerbesichtigung. Seitdem finden regelmäßige Führungen durch den Bunker und über das ehemalige Zwangsarbeiterlagergelände statt. Die jährlichen Veranstaltungen am »Tag des offenen Denkmals« werden seit 1995 von einer außerordentlich stark interessierten Öffentlichkeit wahrgenommen.

3. FREUNDSCHAFT MIT EHEMALIGEN ZWANGSARBEITERN

In der Sophie-Scholl-Oberschule in Berlin-Schöneberg hängt seit dem 8. Mai 1995 eine Gedenktafel, die daran erinnert, dass sich im Schulgebäude vom Herbst 1943 bis zum Kriegsende 1945 ein Lager für sowjetische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter befand.

Der »Ort der Erinnerung«

Am 5. Mai 2002 wurde am Bunker ein »Ort der Erinnerung« eingeweiht, der am authentischen Ort auf das Schicksal von Zwangsarbeitern aufmerksam macht.

»Im Zeitraum von Februar 2000 bis Februar 2001 haben Schülerinnen und Schüler des Leistungskurses Kunst bzw. Politische Weltkunde im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft eine Konzeption entwickelt, wie durch künstlerische Veränderungen im öffentlichen Raum am Bunker ein ›Ort der Erinnerung‹ entstehen kann. Die Arbeitsgemeinschaft hat sich wöchentlich getroffen, Ideen skizziert, verworfen, recherchiert, Modelle gebaut, diskutiert. Die Installation der Kunstobjekte erfolgte im Rahmen der. Wohnumfeldverbesserungsmaßnahmen des Quartiersmanagements Schöneberg-Nord.

Ähnlich wie eine niedrige Mauer führt eine Begrenzung aus Metall entlang des Bürgersteigs der Pallasstraße vom Schulgebäude bis zum Bunker und ›versinkt‹ dabei am Bunker im Boden. Die Farbe dieser Begrenzung ist ultramarin, orientiert an der Farbe des so genannten ›Ostaufnähers‹, den die Zwangsarbeiter an ihrer Kleidung tragen mussten. Das architektonische Element symbolisiert sowohl die ehemalige Lagerbegrenzung als auch die Verbindung zwischen Schul- bzw. Lagergebäude und der

ehemaligen Bunkerbaustelle. Der ehemalige Lagerzaun wird nachgelaufen. Der vorher nicht zugängliche Bereich vor dem Bunker ist jetzt betretbar. Auf der Begrenzung steht ein Text, der im Stehen und Vorbeilaufen lesbar ist. Es handelt sich um Fragen und Aussagen von Schülern zum Bunker, die in einer Umfrage ermittelt wurden. Den Fragen und Aussagen der Schüler sind Zitate von Zeitzeugen gegenübergestellt: In lesbarer Höhe sind sie rund um den Bunker auf kleinen Tafeln für den Beobachter sichtbar. ›Die Gedanken schwirren um den Bunker‹. Die Texte stammen aus Berichten und Aussagen von ehemaligen Zwangsarbeitern, die zwischen 1943 und 1945 im Lager leben mussten. Zum Lesen muss der Betrachter sehr nahe an den Bunker herantreten.«

Die Gedenktafel und der »Ort der Erinnerung« sind sichtbare Zeichen einer Initiative der Sophie-Scholl-Oberschule, die 1994 begann.

»Jetzt möchte ich meine Freunde treffen«

Der erste Brief von Maria Derewjanko im Mai 1994 war der Auslöser für viele Aktivitäten, herzliche persönliche Bekanntschaften und Freundschaften sind seitdem entstanden, bestehende Grenzen wurden überwunden. Wir in der Sophie-Scholl-Oberschule waren vor dem ersten Besuch von Maria Derewjanko gespannt und aufgeregt. Wer würde kommen und uns von unserer Geschichte erzählen, von der Geschichte des Zwangsarbeiterlagers in unserem Schulgebäude und von der Baugeschichte des Hochbunkers auf dem Schulhof?

Es kam eine Frau voll Energie, die den Mut gehabt hatte, einen Brief nach Berlin zu schreiben und die Reise in eine schmerzhafte Vergangenheit allein anzutreten. Sie gab uns viele Auskünfte, sie wirkte stark, aber im ersten Brief nach ihrer Rückkehr schrieb sie: »Als ich allein im

Waggon war, fühlte ich mich sehr einsam (...). Mir war kalt, weil mir die menschliche Wärme und Fürsorge fehlten, die mich elf Tage gewärmt hatten.« In einem Interview für den Sender Freies Berlin sagte Maria vier Jahre nach ihrem ersten Besuch: »Ich bin gekommen, um an die Orte zu gehen, die am schrecklichsten waren. Das erste Mal war es viel schlimmer, jetzt bin ich ein bisschen schon daran gewöhnt. Jetzt möchte ich vor allen Dingen meine Freunde treffen.«

Wir sind Freunde geworden, die Sophie-Scholl-Oberschule und die Familien Derewjanko und Besgina, dazu gehören auch die Kinder und Nichten und Neffen und die Enkel. Wir konnten diese Freundschaft auch weiter tragen nach Liebenau (Weser) und nach Steyerberg, Katerina Derewjanko war dorthin verschleppt worden, und nach weiteren Besuchen haben sich auch dort Freundschaften entwickelt.

Beim zweiten Besuch begleiteten Jugendliche aus Berlin und Liebenau/ Steyerberg den Besuch, und es ergaben sich unzählige Möglichkeiten, mit Katerina, deren Bruder Wassilij und der Nichte Tetjana ins Gespräch zu kommen. Das Ergebnis ist ein Videofilm, der den beziehungsreichen Titel trägt: »Ich war in Eurem Alter, als sie mich abholten.« Es ist ein Zitat aus einem Brief, den Katerina Derewjanko an Liebenauer Schülerinnen schrieb. Diesen Titel hat auch das Buch, das der Autor und Martin Guse geschrieben haben, um das Schicksal der Familie Derewjanko einer größeren interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Freundschaften müssen gepflegt werden, wie geschieht das im konkreten Fall?

Im Jahr 1994 haben wir sofort mit der materiellen Unterstützung unserer Freunde begonnen, ich nenne das unser »Humanitäres Projekt«. Es werden Sachspenden in die Ukraine geschickt, aber auch finanzielle Mittel, ebenso wie medizinische Hilfe. Auch Dokumente, die die Ver-

schleppung nach Berlin belegen, sind durch uns beschafft worden, um bei der Erlangung der Entschädigungszahlungen behilflich zu sein. Durch eigene Öffentlichkeitsarbeit, zum Beispiel Führungen zum »Tag des offenen Denkmals«, und durch Beiträge in Tageszeitungen und im Fernsehen ist das »Humanitäre Projekt« der Sophie-Scholl-Oberschule bekannt, und ein regelmäßiger Spendenfluss ist inzwischen zur Normalität geworden. Spender sind Eltern, Lehrer, Schüler, Parteien und Freunde der Schule, auch die seinerzeit am Bunkerbau beteiligte Firma Philipp Holzmann hat eine nicht unerhebliche Summe gespendet. All diese Spenden kommen unversehrt und auf direktem Wege in der Ukraine an. Wie ist das möglich?

Die Kollegin Monika Buche hält die Verbindung in die Ukraine mit steter Regelmäßigkeit aufrecht und organisiert die Eisenbahntransporte nach Kiew bzw. Lviv. Sie ist mit den Schaffnerinnen, die die Waggons betreuen, befreundet, und diese hilfsbereiten Partnerinnen nehmen die Spenden in haushaltsüblichen Mengen mit in die Ukraine. Geld und Dokumente nehmen diese Helfer persönlich an sich und verwahren sie sicher. Unsere Freunde werden von der Ankunft der Spenden telefonisch informiert, und wenn der Zug am Ziel ist, werden diese in Empfang genommen. Diese Freundschaft zwischen allen Beteiligten ist die verlässliche Grundlage, auf der das »Humanitäre Projekt« entstehen konnte.

Der Weg in die Ukraine ist aber keine Einbahnstraße, auch uns erreichen regelmäßig Liebesgaben unserer Freunde. Alle haben Gärten, die in erster Linie der Selbstversorgung dienen, denn eine gute Ernte ist eine wichtige Voraussetzung, den Winter zu überstehen. Mit den Freunden in Berlin wird geteilt, und so bekommen wir regelmäßig Obst und Gemüsekonserven. Maria Derewjanko schickt eingelegte Paprikastücke, Pilze, Auberginen, auch Mirabellen. Unübertroffen sind ihre eingeleg-

ten Gurken und der Aufgesetzte aus Früchten des Gartens. Auch Kartoffeln und Knoblauch erreichen uns. Aus Mariupol bekommen wir von den Familien Besgina Pralinen, Wodka und selbst gemachten Wein.

Wir bekommen regelmäßig die schönsten Weihnachtskarten, und es ist immer eine große Freude und Genugtuung, erreicht zu haben, dass über eine solche große Entfernung und nach so viel menschlichem Leid eine gegenseitige wunderschöne menschliche Verständigung entstehen konnte und weiter besteht. Die gegenseitigen Besuche in Berlin und Lviv sind naturgemäß die Grundlagen der Kontakte und der Freundschaften. Alle ehemaligen Zwangsarbeiter, die als Kinder oder Jugendliche im Schulgebäude in der Elßholzstraße und im Ostarbeiterlager Steyerberg leben mussten, waren, sogar mehrfach, wieder an den Orten ihrer damaligen Internierung.

Die Besuche in Deutschland sind immer auch Erholungsurlaube für unsere Freunde. Sie werden von uns verwöhnt, wir zeigen ihnen die Sehenswürdigkeiten und für Maria ist »Schöneberg der schönste Teil Berlins«. Zeitzeugengespräche sind ein wichtiger Bestandteil der Besuche, für die Öffentlichkeit, aber auch schulintern in den Klassen der Sophie-Scholl-Oberschule.

In Berlin haben wir solche öffentlichen Gespräche mit dem Heimatmuseum Schöneberg und dem Deutsch-Russischen Museum in Berlin-Karlshorst durchgeführt. In Letzterem fand das Gespräch im Kapitulationssaal statt, was unsere Freunde nicht nur beeindruckte, sondern ihnen auch eine große Genugtuung war. Sie, die ehemaligen Deportierten und Diskriminierten, waren jetzt an dieser historischen Stätte die Hauptpersonen. Unsererseits haben bis jetzt zwei Gegenbesuche in Lviv stattgefunden.

Nach vierzehn Jahren des intensiven Kontaktes ist es ein herzliches gegenseitiges Geben und Nehmen geworden.